

Der Freiheitskämpfer

ORGAN DER KÄMPFER
FÜR ÖSTERREICH'S FREIHEIT

Nr. 7/8

25. Juli 1964

Preis S 3.-

Franz Kittel:

Drei schicksalsschwere Jahrzehnte!

1934

1964

ENGELBERT DOLLFUSS

Zum 25. Juli 1934

Das Versagen des Austromarxismus

Mit dem Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Monarchie und der Gründung der Ersten Republik begann das Ringen um die Macht in diesem neuen Kleinstaat Mitteleuropas. Das Volk hatte nach einem Interregnum den Christlich-sozialen in diesem Kleinstaat die Verantwortung übertragen. Fast gleich stark war die Sozialdemokratie. Doch anstatt sich zueinander zu entwickeln, entstand eine immer breiter werdende Kluft. In beiden Parteien machten sich die Radikalen Platz und diktierten immer stärker die Politik.

In der Sozialdemokratie behielten jene Kräfte die Oberhand, die in der Welt als die Austromarxisten bekannt wurden. Sie waren getreue Schüler von Marx. Otto Bauer vertrat die Katastrophentheorie, das heißt, durch die Katastrophe eines neuen Weltkrieges wird die Situation reif für den internationalen Sozialismus.

Der blutige Kampf von Mann gegen Mann schien das Ziel der sozialdemokratischen Politiker zu sein und so stärkten sie nicht die österreichische Demokratie, sondern bereiteten sich auf den Kampf von Mann gegen Mann vor. Man flüchtete in die Gewalt. Ein erstes Aufbegehren dieser Gewalt erfolgte am 15. Juli 1927.

Daß dieser Austromarxismus die Gegenkräfte weckte, war klar. Und so entstand der Austrofascismus. Damit waren die Fronten klar. Und während sich diese beiden Gruppen im Lande schwere Kämpfe

lieferten, wuchs die Sympathie der Arbeitslosen in diesem Lande für jene, die den Anschluß und damit den Untergang Österreichs und seiner Demokratie predigten. Ein völlig durch Obstruktion lahmgelagertes Parlament ließ den Parlamentarismus diffamieren und so gab es auch Schichten der Intelligenz, die zum Führer aufblickten als den Retter aus der Not.

Zum Kampf im Jahre 1934 angetreten, kam zum politischen Versagen des Austromarxismus nunmehr auch das militärische.

Der Austromarxismus hatte damals für alle Zeiten ausgespielt. Seine Theorien erwiesen sich als falsch.

Die Saat, die in die österreichische Arbeiterschaft gesenkt wurde, ging als blutige Ernte auf. Freidenkertum und internationale Gesinnung brachten jedes nationale und vaterländische Bewußtsein um und lähmten die Arbeiterschaft in der Erkenntnis ihres echten Feindes, des Nationalsozialismus.

Ideologisch völlig versagt, von seinen vermeintlichen Feinden blutig niedergeworfen, hat der Austromarxismus sein unrühmliches Ende gefunden.

Das Versagen des Bürgertums

Wie die Sozialdemokratie glaubte auch das Bürgertum nicht an die Lebensfähigkeit des neuen Österreich. Man machte keine Versuche, nun in kleinem Raum die Lebensfähigkeit zu erweisen. Wäh-



KÄMPFER – OPFER – IDEE

rend die Sozialdemokraten in der ganzen internationalen Welt noch marxistischen Freunden suchten, vergeblich, glaubten die bürgerlichen Parteien im Anschluß an das faschistische Italien, das Ungarn eines Horthy und an Deutschland ihr Heil zu finden.

Besessen von der Idee der bürgerlichen Macht übersehen sie, daß die andere Partei die Arbeiterschaft repräsentierte. „Alle Räder stehen still, wenn mein starker Arm“

es will." Diese Parole der sozialistischen Arbeiterschaft wurde oft genug in der Praxis bewiesen. Wirtschaftlich versagte das Bürgertum völlig. Unterstützt von der Weltwirtschaftskrise wuchs die Zahl der Arbeitslosen, man schuf den Kader für die sozialistischen Gewaltanhänger. Auch hier meinte man, mit eigenen Formationen den Gegner aufs Haupt schlagen zu können. Man rüstete auf beiden Seiten und übersah ebenfalls, daß der Feind ganz wo anders zu suchen war, nämlich auf der sogenannten „nationalen“ Seite, bei den bewußten Österreichgegnern, deren Zahl in dem Maße wuchs, in dem Sozialdemokratie und bürgerliche Parteien versagten.

So wurden beide zu Totengräbern der Demokratie.

Arbeitslosigkeit, Hoffungslosigkeit, ein vollkommenes Versagen der parlamentarischen Einrichtungen bis zur Selbstauschaltung des Parlaments am 7. März 1933, waren das Ergebnis von 25 Jahren unfähiger Politik, des Klassenkampfes von sozialistischer Seite und präpotenter Haltung eines bürgerlichen Machtklängels.

Und Engelbert Dollfuß?

In dieser Situation kam Engelbert Dollfuß, ein Bauernsohn aus Niederösterreich, ein leidenschaftlicher Bekenner zu seinem Volk, beseelt von dem Willen, es herauszuführen aus dem Chaos.

Das Parlament hatte sich aufgelöst, er proklamierte den Notstand, der tatsächlich bestand, und versuchte auf Grund der Notverordnung aus den Kriegstagen Ordnung zu bringen. Seine Freunde versammelten er in der „Vaterländischen Front“, sein Ziel war der Ständestaat. Dollfuß war Demokrat, doch das Schicksal bot ihm nicht mehr die Möglichkeit, dies zu beweisen.

Als am 12. Februar 1934 in Linz die ersten Schüsse krachten, kam es zu einem Sarajewo der Ersten Republik. Dollfuß handelte.

Jetzt sprachen die Wollen und niemand konnte sich wundern, daß dort, wo geschossen wird, auch auf diese Weise die Antwort kommt.

Im blutigen Bürgerkrieg gingen hunderte aufrechte Österreicher auf beiden Seiten zugrunde. Sie waren Idealisten. Denn keiner konnte erwarten, als er in den Kampf ging, daß ihm dieser Kampf Leiberen eintragen werde. Das Ende war der Tod, Witwen und Waisen und ein durch den Bürgerkrieg nun endgültig zerrissenes Land und Volk.

Der Idealist Dollfuß meinte, diese Kluft überbrücken zu können. Doch während dieses Land und sein Volk noch blutete aus allen Wunden und Folgen des Bürgerkrieges, stand der echte Feind im Hintergrund, gelenkt vom deutschen Nationalsozialismus und hielt die Zeit für seine Machtergreifung gekommen. Rundfunk be-

setzt, den Renegaten Kintolen als Bundeskanzler ausgerufen, vollendeten Planeten und Holzweber dieses Werk des Abhandels für eine fremde Macht durch die Mordkugel gegen Dollfuß. Und so fiel Dollfuß als ein Held des österreichischen Widerstandes, aber auch als Opfer einer jahrelangen irrigen Politik.

Was wollte Dollfuß?

Die Gründung der „Vaterländischen Front“ war der deutliche und erste Versuch, diesem zerrissenen Volk ein neues Forum zu geben, das untermauert war vom Glauben an die Lebensfähigkeit dieses Sechsmillionenvolkes. Die Verfassung vom 1. Mai 1934 fundierte die Idee des Ständestaates. Neben der Nationalversammlung sollten besondere Räte die echten Bedürfnisse der Wirtschaft, Sozialpolitik und Kultur regeln.

Dollfuß glaubte daran, daß die Festigung des Staatsehrgefühls die Tendenzen des Anschlusses abbauen, die Menschen dieses Landes zu ihrer Nation, zur österreichischen, wieder zurückfinden werden. Er glaubte daran, daß neben der politischen Kammer auch noch andere beratende Körperschaften von Fachleuten das Regieren erleichtern werden. War in diesem Zeitpunkt, unmittelbar nach der schweren Bürgerkriegskatastrophe die Rückkehr zu demokratischen Verhältnissen nicht möglich, so schloß Dollfuß das keineswegs aus. Die Berufung des bekannten katholischen Gelehrten und Demokraten Ernst Karl Winter in das Wiener Rathaus im April 1934 war ein deutlicher Hinweis für Dollfuß' Absichten.

Doch der gewaltsame Tod vernichtete nicht nur den Menschen Engelbert Dollfuß, sondern auch seine Absichten und Ideen.

Nach dem Mord an Dollfuß bestand die Tätigkeit seines Nachfolgers nur mehr in der Abwehr jener Gefahren, die durch den Juliputsch blitzartig aufgezogen wurden. Das unerbittliche Ende kam trotzdem, denn es versagte die ganze Welt, als Hitler in Berchtesgaden sein Ultimatum stellte. Österreich war verloren und eine Welt sah zu, wie im Herzen Europas ein Staatsmann unter den Kägeln von Verbrechern sterben mußte, eine Nation verächtet und ihre besten Söhne, aus dem Lande geschleppt, in Zuchthäuser und Konzentrationslager wanderten. Die sogenannte „freie Welt“ sah damals so zu, wie sie auch heute nicht erkennt, welche Bedeutung Mitteleuropa, wie Europa überhaupt, für die Welt hat.

Doch im Tode hat Dollfuß gestiegen. Denn an der Wiege der Zweiten Republik steht der Sarg Dollfuß'.

Dollfuß' Vermächtnis erfüllt!

Der Krieg ging über die Welt. Millionen junger Menschen ließen ihr Leben für das

sinnlose Abenteuer eines kranken Verbrechers. Doch aus der Asche des Zweiten Weltkrieges erhob sich nicht, wie Otto Bauer meinte, der Weltsozialismus, sondern eine neue Form der politischen und wirtschaftlichen Kooperation.

Es gibt keine Vaterländische Front in Österreich. Aber das Volk bekennt sich zu 90 Prozent zu den Trägern der vaterländischen, der österreichisch-nationalen Idee. Ob die Sozialisten es wahrhaben wollen oder nicht, wenn es um Österreich geht, standen wir in den letzten 19 Jahren da als eine vaterländische Front.

Und der Ständestaat?

Man hört es nicht gerne, man spricht nicht darüber, man bezeichnet es ein Relikt vergangener böser Zeiten. Und trotzdem:

Man habe den Mut und ziehe aus den Anfängen Schlüsse.

Neben dem gewählten Parlament — National- und Bundesrat — gibt es von unten her gewählte Interessenvertretungen, Kammern der Arbeiter und Angestellten, der gewerblichen Wirtschaft, der Landwirtschaft, der Rechtsanwälte, Ärzte und Dentisten sowie der freien Berufe. Sie haben ihr Begutachtungsrecht zu jedem Gesetz. Man ging so weit und schuf einen Wirtschafts- und Sozialrat. Hat man darüber schon nachgedacht, daß die von Dollfuß ernannten Bundeswirtschafts- und -kulturräte, aus aus gewählten Vertretern der Kammern zusammengesetzt, sehr gut als beratende Körperschaften der Gesetzgebung funktionieren könnten? Man nennt das Kind nicht beim Namen. Man zieht es allerdings groß und verschweigt seinen Vater. Es fehlt hier auch an Überlegungen in unserer eigenen Partei. Und an Mut.

Alle Elemente eines ständisch gegliederten Staates sind vorhanden, nur koordiniert werden sie nicht. Weil man Dollfuß und den Seinen nicht recht geben will. Das wäre aber sicher eine Überlegung haben und drüber wert.

Und so können wir am 25. Juli 1964 vor das Grab Engelbert Dollfuß treten und mit Überzeugung zu ihm sagen: „Du hast gesiegt, Dein Opfer war nicht umsonst, das Volk ist einig, der Staat ist lebensfähig und organisiert nach Deinem Willen.“

Ist dies nicht eine stolze Bilanz? Treffen wir uns doch am Grabe Dollfuß, reichen wir uns die Hände und bekennen wir, der Bauernsohn aus Österreich wollte nichts, als ein glückliches, freies Österreich, für das er als erster sein Leben ließ.

Und die Zukunft Österreichs?

Sie kann nur im Glauben an die österreichische Nation, im Bekenntnis zu ihren Gründern und Opfern, im Wachsamen gegen alle gegen unser Land gerichteten Bestrebungen und in der Behauptung un-

(Fortsetzung auf Seite 3)

Der Nummer 6/7, 126/127 der österreichischen Monatsblätter für kulturelle Freiheit „FORVM“ entnehmen wir folgende interessante Abhandlungen über Dr. Engelbert Dollfuß:

WIEN, 25. JULI 1934

Am 25. Juli 1934 wurde Engelbert Dollfuß erschossen. Dreißig Jahre sind lange genug, um seiner in Objektivität zu gedenken. — Dr. Kurt Schalk ist unseren Lesern sowohl als Chefredakteur der „Furche“ wie als Beiträger des FORVM (zuletzt Heft XI/122) bekannt. Dr. Julius

Deutsch, Staatssekretär für Heerwesen der Ersten Republik, Führer des sozialdemokratischen Schutzbundes, General im Spanischen Bürgerkrieg, ist längst der Parteilosen Haß und Genuß erwachsen, gewiß nicht auf Grund der ebenso bedeutsamen wie kontroversen Ämter, die er einst

innehatte, wohl aber auf Grund seiner späteren Publikationen, worin er mit spektakulärer Reife und Objektivität die Summe seines bewegten Lebens zieht. („Ein weiter Weg“, Wien 1962; „Wesen und Wandlung der Diktaturen“, München 1963.)

JULIUS DEUTSCH

Dollfuß, Diktator aus Schwäche

In einer Sitzung des parlamentarischen Beirates für den Bundeswohn- und Siedlungsfonds, der staatliche Mittel für gemeinnützige Bauvorhaben verwaltete, traf ich zum ersten Mal Dollfuß. Der kleine, fast zwerghaft gebaute Mann vertrat als Direktor der niederösterreichischen Landwirtschaftskammer die ihm in dieser Eigenschaft anvertrauten Interessen. Er tat dies mit einer hellhörigen, fast knabenhaften Stimme und mit großem Eifer. Ich kam einige Male mit ihm ins Gespräch, in dem es zumeist um finanzielle Fragen des Wohnbaues ging, wobei aber auch politische Aspekte eine Rolle spielten. Dabei fiel mir auf, daß Dollfuß anscheinend wenig Gewicht darauf legte, der Linie der Christlichsozialen Partei stets überzeugungstreu zu folgen, daß ihm vielmehr daran gelegen war, mit politischen Gegnern ein Einverständnis herzustellen, auf diese Weise bekundend, daß ihm sachliche Lösungen stets wichtiger schienen als vorgefaßte Parteimeinungen. Daran änderte sich auch nichts, als er im Frühjahr 1931 Landwirtschaftsminister in der Regierung

Dr. Ender wurde. Er kam mit den sozialdemokratischen Parlamentariern ohne Schwierigkeiten zurecht, und niemand — er selbst wohl am wenigsten — dachte in dieser Zeit daran, daß der Fachminister bald darauf eine so prominente politische Rolle spielen werde.

Am 7. Mai 1932 fuhr ich zu einer Tagung meiner Partei nach Klagenfurt. Im selben Zug reiste Dollfuß. Kurz bevor wir die Kärntner Landesgrenze erreichten, kam er in mein Abteil und sagte, daß er in den nächsten Stunden eine wichtige politische Mitteilung erwarde, über die er mit mir reden wolle. Er fragte, wann ich zurückkreise, und wir kamen überein, denselben Zug zu benützen. Da wir in diesen Tagen wieder einmal eine Regierungskrise hatten, nahm ich an, daß der Landwirtschaftsminister darüber mit mir reden wolle, was nicht weiter auffällig war.

Als ich am Abend des nächsten Tages im Zug nach Wien saß, erschien ein Beamter und bat mich in das Abteil des Landwirtschaftsministers. Dollfuß teilte mir mit, daß er vom Bundespräsidenten den Auftrag erhalten habe, eine neue Regierung zu bilden. Er wünschte zu wissen, wie sich die Sozialdemokraten zu seiner Person stellten. Ich antwortete, daß wir politische Dinge nicht vom persönlichen Standpunkt beurteilen, daß aber, soweit ich wahrnehmen könne, in unseren Kreisen keine Antipathie gegen ihn bestehe. Unser weiteres Verhalten werde begreiflicherweise davon abhängen, was für eine Regierung er bilden und welches Programm er vorgelegen werde.

Ob ich glaube, daß die Sozialdemokraten im Parlament für eine von ihm geführte Regierung stimmen würden? — Nein, das glaube ich nicht. Es sei ja nicht üblich, daß eine Oppositionspartei für die Regierung stimme, antwortete ich. Bestenfalls, fügte ich hinzu, könne seine Regierung von den Sozialdemokraten toleriert werden. Das hänge, so betonte ich abermals,

von der Zusammensetzung dieser Regierung ab und von ihrem Programm.

Heimwehr statt Fortwursteln

Er wollte, rief mein Gegenüber, keine Regierung des „Fortwurstelns“ bilden. Es müsse eine starke Regierung werden. Wenn sich die Sozialdemokraten nicht verpflichten, zumindest Stimmhaltung bei seiner Regierungserklärung zu üben, werde er eine Regierung mit der Heimwehr bilden. Ich war aufs höchste erstaunt.

„Wenn Sie eine Regierung mit der Heimwehr bilden“, wandte ich ein, „werden Sie im Parlament eine sehr schwache Mehrheit haben. Sie werden es sich mit den demokratischen Kräften des Landes verdienen und schließlich ein Gefangen der Heimwehr sein.“

„Was fällt Ihnen ein“, fuhr Dollfuß dazwischen. „Ich bin doch kein Faschist. Meine Abstammung aus der Bauernschaft bürgt für meine demokratische Einstellung.“

Ich blieb skeptisch und meinte, daß unter Umständen die Dinge stärker wären als die Menschen. Dollfuß blieb hartnäckig dabei, daß auch eine Teilnahme von Heimwehr-Abgeordneten an seiner Regierung noch lange keinen faschistischen Kurs bedeute.

Bei dieser Unterredung hatte ich abermals den Eindruck, daß für Dollfuß politische Überlegungen, die sich im Gedankenkreis westlicher Demokratien bewegten, nicht in erster Linie bestimmend waren. Er war nie ins Parlament gewählt worden, hatte sich weder um ein Abgeordnetenmandat beworben, noch ein solches ausgetobt. Parteiobermann wurde er ebenfalls nicht. Der parlamentarische Boden blieb ihm fremd.

Nun wucherten in diesem Zeitabschnitt in ganz Europa antiparlamentarische Ideen wie Unkraut. Es mochte da dem in jungen

(Fortsetzung von Seite 2)

seiner Freiheit liegen. Wer immer zündelt mit kleiner Koalition, mit bürgerlicher Einheit, verständigt sich gegen den Geist des neuen Österreich und den Willen seines Volkes. Wer immer das Heil außerhalb unserer Grenzen sucht, entzweit sich aus unserer Gemeinschaft.

Dollfuß lebte und fiel so wie Millionen nach ihm auf den Schlachtfeldern, wie in den Kerkern und Konzentrationslagern, weil sie nichts anderes wollten als Österreich dienen.

So neigen wir uns in Ehrfurcht vor dem großen Österreicher Engelbert Dollfuß, dessen geschichtliche Bedeutung und gewaltige Leistung in der Wiedung des Selbstbewußtseins unseres Volkes kommenden Generationen noch mehr bewußt werden soll. Man werde auch beim Gegner der historischen Rolle gerecht!

Jahren zur Ministerwürde Aufgestiegenen der normale Weg, über ein Mandat zu einem Sitz in der Regierung zu gelangen, nicht als das immer Gegebene erscheinen. Dagegen waren ihm durch seine Betätigung als Kammerfunktionär ständige Begriffe von Haus aus vertraut.

Noch kein Faschist

Zu Beginn seiner politischen Laufbahn konnte Dollfuß sich guten Gewissens dagegen verwahren, ein Faschist zu sein. Er war es tatsächlich nicht, er war aber auch kein Demokrat. Er war überhaupt kein Mann einer bestimmten Doktrin, und er hatte lange Zeit in politischer Hinsicht keine bestimmten Absichten. Sein ihm sehr wohlwollender, ja ihn mitunter überschwänglich lobpreisender Biograph, Gordon Sheperd, kann nicht umhin, festzustellen, daß Dollfuß in den Tagen der Parlamentskrise im März 1933 vorerst „keinen klaren Begriff davon hatte, daß da etwas Neues geschaffen worden war, und noch viel weniger wußte er, was daraus werden sollte“. „Nicht weniger deutlich schrieb der Historiker Walter Goldinger, daß Dollfuß in dieser Zeit „noch keine weitgesteckten Pläne“ hatte“.

Wird man einen Blick auf die Anfänge seines öffentlichen Auftretens, dann wird dieses Verhalten verständlich. Wenn er damals überhaupt in politischen Terminologien dachte, dann in solchen einer reichlich verschwommenen Art von Nationalismus auf einer in Grund apolitischen katholischen Weltanschauung.

In seiner Studentenzeit war Dollfuß einer der Mitbegründer der „Deutschen Studentenschaft“ an den österreichischen Hochschulen; dort arbeiteten Nationalisten und Katholiken zusammen. Auch später bekannte er sich stets ostentativ zum Deutschtum, weshalb es ihm leicht fiel, die Verbindung zu deutschnationalen Kreisen nie ganz abreißen zu lassen. Schürzenzug sagte von ihm: „Dollfuß war katholischer Großdeutscher“¹⁾. Und in gleicher Weise meinte der gesinnungsverwandte Wilhelm Böhm: „Er war Demokrat mit großdeutschen Neigungen.“²⁾

Auch mit den Sozialdemokraten gab es Berührungspunkte, wofür unter anderem das oben angeführte Gespräch mit mir ein Zeugnis ist. Dollfuß schwankte immer wieder, ob er es mit den einen oder mit den anderen politischen Kräften versuchen sollte. Bezeichnend für ihn war, was Heinrich Schneider, aus eigener Wahrnehmung als einer der wichtigsten Unterhändler

der Sozialdemokraten, über Dollfuß' Verhandlungsart in entscheidungsvollen Tagen berichtet. Er lud zu einer Aussprache ein, um sie alsbald auf den nächsten Tag zu verschieben und sich ihr dann überhaupt unter irgend einem Vorwand zu entziehen.³⁾

Erfahrungen dieser Art waren nicht geeignet, einen klaren Kurs erkennen zu lassen; aber letztlich durfte man sich sagen, daß Dollfuß ein Mensch mit seinem Widersprüchen war, wie eben alle Menschen. Er hatte es insofern schwerer, als er von Natur aus bescheiden war, denn sein kleiner Wuchs mußte ihn bewußt oder unbewußt Geringschätzung annehmen lassen, was zu einer starken Überempfindlichkeit führte. Ein Beispiel dafür war sein Verhalten im Parlament, wo Rede und Gegende mitunter unbedachte Formen annahm. Stieß Dollfuß auf Widerspruch, dann reagierte er nicht selten nervös, aufbrausend, gereizt. Es schien, als ob ihn ein Minderwertigkeitsgefühl, ein seelischer und geistiger Komplex, dazu verführte, stärker aufzutreten als nötig. Wie es oft bei Kleingewachsenen vorkommt, war er bemüht, mit allen Fasern seines Seins über sich selbst hinauszuwachen zu wollen.

Hier kommen wir zu einem zweiten Punkt, der manches erklärt. Dollfuß war ein gläubiger Katholik. Sein Gottesglaube gab ihm nicht nur Kraft und Zuversicht, er umhüllte ihn auch mit einem Mantel mystischer Geborgenheit. In einer Bekenntnisrede am 11. September 1933 sagte er, zitiert von innerer Bewegung, „daß der Weg, den wir gehen, uns von oben als Pflicht gegeben . . ., daß es der Wille einer höheren Macht ist“.

Friedrich Funder, dem gewiß ein tiefes Verständnis für religiöse Gefühle zu eigen war, zitiert diese Rede mit der Hinzufügung, daß Dollfuß an eine „ihm von oben gewordene heilige Berufung“ glaubte.⁴⁾

Der Beifall in einer anderen Versammlung verwandelte sich in seiner Vorstellung zu einem „Fingerzeig Gottes“. Und als gar ein unzurechnungsfähiger Narr ein Attentat verübte, bei dem Dollfuß nur leichte Verletzungen davontrug, war er erst recht überzeugt von seiner „göttlichen Sendung“.

In der Kompliziertheit und auch Raubheit der Ereignisse in den dreißiger Jahren mochte der Glaube, eine Mission zu erfüllen, eine innere Stärkung sein. Sie half Dollfuß über manches hinweg, das niederdrückend wirkte. Objektiv betrachtet war ja tatsächlich die Situation, die zu meistenten er befragen wurde, verzweifelt genug.

¹⁾ Schneider: Über Dollfuß zu Hitler, S. 39 ff.

²⁾ Friedrich Funder: Als Österreich dem Sturm bestand, S. 71.

Politik statt Heimschutz

Auf diesem Boden und in dieser Stimmung entstanden und entwickelten sich die Selbstwehren. Im Anfang waren sie nur der Versuch, den geschwächten staatlichen Kräften zu helfen, ein bescheidenes Maß von Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten. Das galt in gleicher Weise in Stadt und Land. Bald aber wurde aus der Wehren mehr; sie gerieten in den Strom der Politik und wurden von ihm mitgerissen.

Dollfuß, der neue Bundeskanzler, soll sich, was die Heimwehr betrifft, einer Erscheinung gegenüber, an deren Entstehen er nicht mitgewirkt hatte und für deren entscheidende Förderung nicht er, sondern Ignaz Seipel verantwortlich war. Sicher ist, daß Dollfuß das innere Wesen der Heimwehren nicht oder zu spät erkannte. Er glaubte, wie es seinerzeit Seipel vorerzählt hatte, die Heimwehrbewegung als Figur auf seinem Schachbrett behandeln zu können. Er erkannte nicht die heterogene Zusammensetzung dieser zwar einheitlich uniformierten, aber innerlich völlig verschiedenartigen Formationen, die da provokatorisch anspruchsvoll aufmarschierten. Es gab unter ihnen einfache Bauernsöhne, die mitmachen, weil sie guten Glaubens waren, auf diese Weise Haus und Hof zu schützen. Neben ihnen standen berufslos gewordene Angehörige der alten k. u. k. Armee, Offiziere und Unteroffiziere. Überdies gab es da auch gar nicht wenige Arbeiterkassen, die um bares Geld als Söldlinge dienten. Alles in allem ein abenteuerlicher Haufen in einer wirren Zeit, keineswegs verbunden durch echte gemeinsame politische Überzeugung. Es standen Monarchisten neben Nationalsozialisten, Konservative neben Liberalen, Christen neben Juden (es gab in Wien eine jüdische Frontkämpfer-Abteilung) — und so wie die Mitgliedschaft sah ihre Führung aus.

In Tirol stand der Rechtsanwalt Dr. Richard Steidle an der Spitze, an seiner Seite der aus Deutschland geflohenen Faschist Major Waldemar Papat, in der Steiermark wirkte der deutschnationale Judenburger Rechtsanwalt Dr. Walte Pfirmer, gefördert vom christlichsozialen Landeshauptmann Dr. Anton Rintelen; in Niederösterreich war neben dem Christlichsozialen Julius Raab ein politisch unbestimmbarer Graf Alberti an der Führung beteiligt; in Oberösterreich dirigierte (und bezahlte zum Teil) der Großgrundbesitzer Ernst Rüdiger Starhemberg die Scharen; in Wien führte dessen erbitterter Widerpart, der über alle Maßstäbe hinausgehende Major Emil Fey. Kein einziger dieser Führer vertrat sich mit dem anderen. Jeder wollte die Macht an sich reißen und hielt den Kameraden an seiner Seite

¹⁾ Gordon Sheperd: Engelbert Dollfuß, S. 123.

²⁾ „Geschichte der Republik Österreich“, herausgegeben von Heinrich Benedikt, S. 200.

³⁾ In: „Ein Requiem in Rot-Weiß-Rot“, S. 196.

⁴⁾ In: „Österreich in Geschichte und Literatur“, Jahrgang 1958.

„im gleichen Schritt und Tritt“ für einen gefährlichen Nebenbuhler.

Eines Tages wurde der Versuch unternommen, eine gemeinsame Plattform zu finden. Man kam am 18. Mai 1930 in Kornsburg zusammen. Stundenlang stritt man, ohne einander näherzukommen. Schließlich wurde zum Abschluß der Tagung eine Resolution verlesen, die im allgemeinen Lärm unterging, von den meisten Teilnehmern kaum verstanden. Das war der berühmte „Kornesburger Eid“, mit dem sich die Teilnehmer an der Tagung wie folgt verpflichteten: „Wir wollen nach der Macht im Staate greifen. . . Wir verwerfen den westlichen demokratischen Parlamentarismus und den Parteienstaat.“ Trotzdem beteiligten sich die Heimwehren unter dem Namen „Heimablock“ ein halbes Jahr später, am 9. November 1930, an der Wahl zum Nationalrat, errangen aber nur 8 von 165 Sitzen.

Dollfuß brauchte diese acht Stimmen, um eine, wenn auch knappe, Mehrheit zustande zu bringen. Er bewilligte deshalb dieser kleinen Gruppe eine viel stärkere Vertretung in der Regierung als ihr zukam. Aber nicht nur das. Am 17. Oktober 1932 berief er Emil Fey als Staatssekretär für das Sicherheitswesen in die Regierung — und damit begann jene folgenschwere Entwicklung, die mit einer blutigen Schicksalstragödie endete.

Umgang von Diktaturen

Die innerpolitischen Verhältnisse in Österreich wurden von Jahr zu Jahr mehr von der Außenpolitik überlagert. Es war für das kleine Land schon schwierig genug, daß sich in ganz Europa autoritäre Bewegungen ausbreiteten, die nicht ohne Rückwirkungen auf Österreich bleiben konnten. Die autoritären Regierungen in Polen und Rumänien, Jugoslawien und Ungarn mochten bereits als Zeichen einer bestimmten Entwicklungstendenz gewertet werden. Daß aber selbst im Mutterland der parlamentarischen Demokratie, in England, Sir Oswald Mosley faschistische Umtriebe organisieren konnte, bedeutete noch mehr. Es konnte kaum anders sein, als daß sich unter diesen Umständen auch in Österreich die dafür anfälligen Kreise faschistisches Gedankengut zu eigen machten. Wie mußte da erst auf das kleine Land die Machtergreifung Hitlers in Deutschland wirken, der schon vor Jahren Mussolinis Imperium vorangegangen war!

Zu Beginn der dreißiger Jahre war es insbesondere das faschistische Italien, das Österreich zum Schicksal wurde. Dort lebten noch die Gedanken des Risorgimento, die Lehren Mazzinis, die Taten Garibaldi. Sie waren gegen das habesburgische Gredrich gerichtet, dem zu Trotz die Eingliederung Italiens zustande kam. Nichts lag

näher, als daß nun der Spieß umgedreht wurde: das geeinte Italien wollte dem ungeeinten Mitteleuropa seinen Willen aufzwingen. Mussolini wäre nicht der gewesen, der er war, hätte er sich nicht zum Bannerträger dieser Bewegung gemacht: die Fahnen seiner Legionen sollten wie einstens die des antiken Rom am Ufer der Donau wehen! Horthy, der Beherrscher Ungarns, stand bereits unter italienischem Einfluß, war ein Verbündeter geworden. Nun war ein weiterer Schritt fällig, die Einbeziehung Österreichs in die Macht-sphäre Italiens.

Auf dem Weg zu diesem Ziel gab es ein Hindernis, die sehr starke und selbstbewußte österreichische Arbeiterbewegung. Mussolini wollte genau, daß ohne die Bewältigung dieses Hindernisses die geographische wie politische Brücke zu Ungarn, die er für seine Zwecke brauchte, nicht zustande kommen konnte. Deshalb war ihm jedes Mittel recht, um seine Ziele zu erreichen. Er brauchte nicht lange zu suchen. Die österreichische Heimwehr bot sich dem italienischen Diktator von selbst an; sie brauchte dringend Geld, um ihre Söldner zu bezahlen, benötigte außerdem Waffen. Sie konnte beides nur von Mussolini in genügender Menge erhalten, da Hitler um diese Zeit noch nicht an der Macht war; sonst hätten sich Starheimberg und Fey ohne jedes patriotische Bedenken auch an ihn gewandt, wie es später ja tatsächlich geschehen ist.

Im Memoriendruck Starheimbergs, „Zwischen Hitler und Mussolini“, ist geradezu erschütternd zu lesen, wie der Vizekanzler Österreichs als demütiger Bittsteller den Diktator Italiens anging, ihm Geld und Waffen für seine Privatarmee zu geben. Schon beim ersten Ansuchen erhielt er zwei Millionen Schilling sowie die Zusage von Waffensendungen. Bei den Waffensendungen gab es eine Panna. Österreichische Eisenbahner kamen durch Zufall darauf, daß in einigen aus Italien kommenden Waggons 80.000 Gewehre lagen. Sie sollten unter falscher Deklaration an die Patronenfabrik Hirtenberg gehen, die einem Freund Starheimbergs gehörte. Ein Teil dieser Gewehre war, wie man alsbald herausbekam, für Ungarn bestimmt, einige Zehntausend für die österreichischen Heimwehren. Es gab einen Riesenskandal! Parlamentsdebatten, Notenwechsel der ob dieses eklatanten Bruches der Friedensverträge empörten Westmächte.

Der Sturm legte sich zwar; übrig blieb jedoch eine noch stärkere Entschlossenheit Mussolinis, mit den österreichischen Sozialdemokraten aufzukommen. Brief auf Brief ging an Dollfuß mit der Aufforderung, die Errichtung eines faschistischen Staates zu beschleunigen, einen sofortigen Schlag gegen die „Austromarkisten“ zu führen, ihre Organisationen aufzulösen, sie aus dem Wiener Rathaus zu vertrie-

ben. Der österreichische Bundeskanzler auf diese Art von einer auswärtigen Macht bedrängt, fand im eigenen Land keine große Hilfe. Die christlichsozialistische Partei beschränkt nur widerwillig den von ihm eingeschlagenen gefährlichen Weg und von der Heimwehr war erst recht nichts zu erwarten; denn sie hatte ihre eigenen Absichten. Starheimberg und Fey bekämpften einander leidenschaftlich, weil jeder von den beiden die Macht im Staate an sich reißen wollte. Einig waren sie nur in ihrer Gegnerschaft zu Dollfuß. Dieser suchte Zuflucht nach zwei Seiten: er spannte nach Fäden zu Hitlers Deutschland und er versuchte im Innern des Landes seine Position durch die Gründung der Vaterländischen Front zu stärken.

Mitte Mai 1933 verhandelten die Minister Schuschnigg und Baresch mit Theo Habicht, dem nationalsozialistischen „Landesinspektor für Österreich“, und einem zweiten Nationalsozialisten in Wien.

Am 30. Oktober 1933 fuhr Dr. Schuschnigg im Auftrag des Bundeskanzlers Dollfuß nach München zu einer Aussprache mit Rudolf Hess, dem Stellvertreter Hitlers.

Am 8. Januar 1934 war Habicht bereits mit einem Flugzeug über Wien. Nach längeren Verhandlungen, die eine Aufnahme mehrerer Nationalsozialisten in die österreichische Regierung vorsahen, sollte in Wien der Abschluß erfolgen. In letzter Minute wurde von Berlin das Flugzeug mit dem „Landesinspektor“ zurückberufen.

Warum wohl?

Die natürlich geheim geführten Verhandlungen mit den deutschen Nationalsozialisten blieben ohne Erfolg, weil alles, was Dollfuß in dieser Richtung unternahm, ständig durchkreuzt wurde von den wackelernen Heimwehrführern, die das gleiche taten wie er, aber für ihre eigenen persönlichen Zwecke. Hatten sie hinter den Rücken ihres Freundes und Bundeskanzlers vorher mit Mussolini konspiriert, zögerten sie nun nicht, hinter dessen Rücken mit Habicht zu intrigieren. Shepherd konnte an Hand amtlicher Belege feststellen, Theo Habicht habe an Hitler berichtet, „daß die Führer aller vier Heimwehrgruppen — Fey, Starheimberg, Steidle und Alberti — einer nach dem anderen — seinen Vertreter in Wien, Schattentrost, mit Vorschlägen für separate Vereinbarungen aufsuchten. . . Jeder trachtete, den anderen auszustechen und ihn als unnützlich hinzustellen. . . Alle sind sich nur in dem einen Punkt einig, daß sie wütend auf Dollfuß sind.“¹⁾

Kein Wunder, daß Hitler unter diesen Umständen zögerte, mit Dollfuß abzuschließen; er zog es vor, abzuwarten.

¹⁾ Shepherd: op. cit., S. 229.

Patriotismus ohne Mehrheit

Dollfuß hatte, was die innere Politik anlangte, seine Sache auf die Vaterländische Front gestellt, die Bannerträgerin des österreichischen Patriotismus sein sollte. Es ist nicht klar, wenn diese Organisation ihr Entstehen verdankt. Mussolini schrieb am 1. Juli 1933 an Dollfuß, er „halte den Gedanken der Schaffung der Vaterländischen Front für einen sehr guten“; als deren Aufgabe erschien ihm, „der Sozialdemokratischen Partei in ihrer Felsenfestung Wien einen Schlag zu versetzen und ihre Säuberungsaktion auf alle Zentren auszudehnen“.

Worauf der österreichische Bundeskanzler am 22. Juli geantwortet versicherte, er sei entschlossen, „sobald es die Verhältnisse zulassen, den Marxisten ihre Positionen, die sie noch in Händen haben, zu nehmen“.

Trotz diesen großen Worten wurde die Vaterländische Front nicht das, was ihre Gründer erhofft hatten. Der Ausschuß der Sozialdemokraten, deren Vernichtung ja das eigentliche Ziel war, bedeutete rein zahlenmäßig, daß die Vaterländische Front nicht die Mehrheit der Bevölkerung umfaßte. Um wieder den unverdächtigen Dollfuß-Biographen zu zitieren: „Die Vaterländische Front war, nach ihren Mitgliedern beurteilt, im Grunde das alte christlichsozialistische Lager, dem man ein neues patriotisches Prunkgewand übergeworfen hatte“.⁹⁾

Doch nicht nur das Zahlenverhältnis hinderte diese Organisation, eine verlässliche Stütze dieses Regimes zu sein. Noch bedeutsamer war ihr desolater innerer Zustand. Da gab es neben den verschiedenen Heimwehrguppen, die einander spinnfeind waren, auch noch separate Wehrformationen der Christlichsozialen selbst, wie Schuschnigg's „Ostmärkische Sturm-scharen“ und den von den Christlichen Gewerkschaften aufgebauten „Freiheitsbund“. Daß dieses Konglomerat eine wirkliche Abwehr des Nationalsozialismus hätte sein können, war von Haus aus nicht viel mehr als ein Wunschtraum. Die Klientelinteressen waren stärker als die patriotische Gemeinschaftsidee.

Schutzbund hilft Bundesheer

Die schwache Basis des Dollfuß-Regimes brachte es unvermeidlich mit sich, daß es in eine immer größere Abhängigkeit von seinem auswärtigen Schutzherrn, von Mussolini, geriet. Ich erlebte ein eindrucksvolles Beispiel: In Bayern stand eine etwa 10.000 Mann starke, gut bewaffnete Truppe, die sich aus österreichischen Flüchtlingen zusammensetzte, Nationalsozialisten, die ihre Heimat verlassen hatten, um sie in einem gegebenen Augen-

blick für das Dritte Reich zu erobern. Ich fuhr nach Salzburg, um mich an Ort und Stelle über die getroffenen Abwehrmaßnahmen zu informieren. Sie sahen trostlos aus. Eine Handvoll Soldaten und Gendarmen, unterstützt von kleinen Heimwehrguppen — das war alles, was zur Verteidigung aufgeboten wurde. Ich sprach mit dem Heeresminister Carl Vaugoin, der zum gleichen Zweck wie ich an die Grenze gekommen war, und wir berieten, was zur Verstärkung unserer Abwehr geschehen könnte. Mein Vorschlag, den Republikanischen Schutzbund aufzubieten und ihn dem Kommando von Offizieren der Wehrmacht zu unterstellen, wurde von Vaugoin mit stichtlicher Befriedigung aufgenommen.

Am 15. September 1933 reidierte ich bei einer sozialdemokratischen Länderkonferenz in Salzburg. Wie kaum anders zu erwarten war, wurde mir entgegengehalten, daß es viel verlangt sei, sich dem Dollfuß-Regime zur Verfügung zu stellen, das die Arbeiterorganisationen unterdrücke, ihre Presse kneble usw. usw. Erst als Karl Renner, Ernst Koref und Simon Abram mit aller Entschiedenheit für meine Anträge eintraten, darauf hinweisend, daß auch bei früheren Gelegenheiten Arbeiterwehren und Schutzbund sich an die Seite des Bundesheeres zur Verteidigung des Landes gestellt hatten (Kärnten 1919, Burgenland 1921, Tirol 1926), wurde mir die Vollmacht erteilt, mit Vaugoin abzuschließen.¹⁰⁾

Was nun geschah, war bezeichnend für die Lage der Dollfuß-Regierung. Unter dem Druck der Heimwehren, die ihrerseits unter dem Druck Mussolinis standen, entböh Dollfuß den langjährigen Heeresminister und christlichsozialen Parteichefmann Carl Vaugoin seines Postens in der Regierung. Dafür rückte Emil Fey als Vizekanzler in das Kabinett ein.

Das bedeutete den Sieg einer Richtung, deren Patriotismus mehr einer Unterwerfung unter die Notwendigkeit des italienischen Imperialismus gleich als einem freiwilligen Bekenntnis zur österreichischen Heimat.

Die Folgen ließen nicht lange auf sich warten. Der Konflikt zwischen den beiden großen politischen Lagern spitzte sich zu, trotz den Versuchen verantwortungsbehafteter Männer, einen Ausgleich zu finden. Nebenbei: Unter den Sozialdemokraten war man sich über das Wesentliche des Abwehrkampfes viel einig, als eine gezielte Legendenbildung glauben machen

wollte. Mochte vordem, wie es demokratische Art ist, über dies oder jenes diskutiert worden sein, in der Stunde der Gefahr stand man geschlossen zusammen. Das galt für Renner und Bauer (Victor Adlers angeblicher Ausspruch: „Bauer, das talentierte Unglück der österreichischen Sozialisten“ ist eine glatte Erfindung), ebenso wie für Seitz und Dannerb, Schneidmahl und Helmer. Daß es ihnen nicht gelang, trotz hundertfältigen Bemühungen, den Zusammenstoß zu vermeiden, war so wenig ihre Schuld wie die von Reither und Kollmann, Schlegel und Stumpf, Kunschak und Buresch auf der anderen Seite.

Dollfuß selbst konnte am Ende darüber nicht hinweggehen, was und wer tatsächlich hinter den Heimwehren steckte. Er erkannte ihre Abhängigkeit von Italien ebenso wie die Intrigen und Machtkämpfe im Innern des Führungsapparates. Seine Hoffnung, daß die Zeit für ihn arbeite, erwies sich als ein Irrtum. Die Arbeiterbewegung beurteilte er ebenso falsch. Er war überzeugt davon, daß es ihm gelingen werde, die „Führer“ von der Masse zu trennen und diese dann an sich zu ziehen. Er hatte keine Ahnung vom geistigen Charakter und inneren Zusammenhalt einer modernen Arbeiterbewegung. Ein weiteres Axiom war ihm der Ausgang des Kampfes um die Demokratie in Deutschland. Weil dort die Sozialdemokratie nicht zum letzten entscheidenden Waffengang angetreten war, erwartete er das gleiche für Österreich.

Christliche Hemmungen

Er bemühte sich, der Forderung Mussolinis, den „Austromarxismus“ mit Gewalt zu zerschlagen, eine Zeitlang hinhaltend zu begegnen. Er zögerte, die dem Diktator mehrmals gegebenen Versprechungen zu erfüllen, in der Hoffnung, auf einem sonstigen legitimen Weg zum Ziel zu kommen. Daß er überdies als gläubiger Christ innere Hemmungen hatte, offen Gewalt anzuwenden, wird von denen, die ihn näher kannten, glaubwürdig versichert.

Aber die Taktik des Zögerns, des Hinausschiebens, des Verhandels, um Zeit zu gewinnen, wurde jäh gestört, als im Januar 1934 der Unterstaatssekretär im italienischen Außenministerium, Fulvio Suvich, in Wien erschien, um im Auftrag Mussolinis in energischer Weise von Dollfuß das endliche Losschlagen gegen die Sozialdemokraten zu verlangen. Gleichzeitig erhoben sich, wohl ebenfalls auf Kommando Italiens — die Heimwehren in den österreichischen Landeshauptstädten und forderten, mit Waffengewalt drohend, die faschistische Umformung der Landesregierungen. Diese Begleitumstände gaben jener berichtigten Rede des Vizekanzlers Fey eine besondere Note, in der er am Vorabend des 12. Februar erklärte: „Wir

⁹⁾ Der frühere Münchner Staatsanwalt und spätere Ministerpräsident Bayerns, Dr. Wilhelm Hoegner, lebte um diese Zeit als Flüchtling in Österreich. Er nahm an der Salzburger Konferenz teil und veröffentlichte über sie ein Protokoll in seinem interessanten Erinnerungsbuch „Der schwierige Außenseiter“, München 1959, S. 131 ff.

¹⁰⁾ Shopert: op. cit., S. 138.

DIE ZUCKERFABRIKEN ÖSTERREICHS

ENNSER ZUCKERFABRIK A. G.,
Wien I, Heßgasse 6

Fabrik: Enns/Oberösterreich

HOHENAUER ZUCKERFABRIK
der Brüder Strakosch,
Wien III, Am Heumarkt 13

Fabrik: Hohenau o. d. March/NO.

LEIPNIK-LUNDBURGER
ZUCKERFABRIKEN ACTIENGESellschaft,
Wien I, Börsegasse 9

Fabrik: Dürnkrut/NO. und Leopoldsdorf o. d. March/NO.

ÖSTERREICHISCHE ZUCKERINDUSTRIE AKTIEN-
GESELLSCHAFT,
Wien IV, Theresienungasse 23

Fabrik: Bruck/Leitha/NO.

SIEGENDORFER ZUCKERFABRIK,
Conrad Patzenhofer's Söhne,
Siegendorf/Burgenland

Fabrik: Siegendorf/Burgenland

TULLNER ZUCKERFABRIK A. G.,
Wien I, Schaffergasse 6

Fabrik: Tulln/NO.

Immer
und
überall...



die Filter-Cigarette
von europäischem
Format

FUHRWERKSUNTERNEHMUNG
MINERALÖLTRANSPORTE

Franz Stummer

Wien V,
Hamburger Str. 15, Tel. 57 72 81

Franz Stummer

HAMBURGER GARAGE

Wien V,
Hamburgerstraße 15
Tel.: 57 72 81

Besuchen Sie
unsere schöne renovierte Wallfahrtskirche in

„MARIA SCHUTZ“ am Semmering

Herrliche Lage – Schöne Spaziergänge

„HEIRU“

Antennen und Lustererzeugung

RUDOLF HEINZ



Wien XIV, Einwanggasse 48, Telefon 92 35 17, 92 35 27

Pension „*Marienheim*“ in Mariazell

Mariazell, Pater-Abel-Platz 3

Telefon: 2545

Haus mit allem Komfort

Königliche
Küche
Erdkeller
Fremdenzimmer
Schattiger
Garten
Lagerkeller
Verkauf
von
Reisenden

Gestift „*Zum Handschuhmacher*“

JOHANN ZECHMEIER
Gutenstein-Parishillenberg, NO

Wir empfehlen den Besuch der Wallfahrtskirche *Mariahilfberg*

Sehenswürdigkeiten

Führungen

Servitenkloster

Mariahilfberg-Gutenstein, N. Ö.

BAUUNTERNEHMUNG

Dipl.-Ing. Hermann Lauggas

HOCH- UND TIEFBAU-GES. M. B. H.
BEH. AUT. ZIV. ING.

Wien-Mauer, Hauptstraße 53

Telefon: 86 93 71, Zentralkundelei
86 94 42, Gerötelager

*

Eisenstadt, Hyrtlplatz 1

Telefon 313

*

Bad Vöslau, Hanuschgasse 16

Telefon 253

Wilhelm Frank

Großhandlung für

Glas

Emailgeschirr

Porzellan

Wien 7, Zieglergasse 19, Telefon 44 76 21

Österr. Staatsdruckerei — Wiener Zeitung Verlag

Sobald erschienen:

Die Gotik in Niederösterreich

Kunst, Kultur und Geschichte eines Landes im Spätmittelalter

Bearbeitet von

Fritz Dworschak und Harry Kühnel

Mit Beiträgen von

Ludwig Baldass, Gerhard Bittner, Otto Brunner, Rupert Feuchtmüller, Hermann Fillitz, Eva Frodl-Kraft, Walter Frodl, Karl Guekas, Adalbert Kloor, Karl Lechner, Alphons Lhotsky, Gerhard Schmidt, Leopold Schmidt, Bruno Thomas und Josef Zykan

Bildteil

Ekkehard Ritter und Eva Ritter-Gelinsk

Umfang 246 Seiten Text, 269 Tafeln, davon 31 in Farben, und 55 Textabbildungen, Format 20 x 26 cm, in Leinen gebunden, mit farbigem Schutzumschlag

S 580,-

Herausgegeben mit Unterstützung der Bundesministerien für Unterricht, Handel und Wiederaufbau sowie der Referate für Kultur und Fremdenverkehr der Niederösterreichischen Landesregierung von der Stadtgemeinde Krems

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch die Verkaufsstelle der Staatsdruckerei — Wiener Zeitung, Wien I, Wollzeile 27 a

Wiener Zeitung

Seit 1703 der beste Freund Österreichs

Heute ist der unvoreingenommene Blick ins Weltgeschehen notwendiger denn je, weil richtige Entschlüsse nur auf verlässlichen Grundlagen beruhen können. Da die „Wiener Zeitung“ trotz der Bewegtheit der Zeit den Tatsachen entsprechend berichtet, der Wahrheit dient und das Positive fördert, alle Gebiete des täglichen Lebens berücksichtigt und Wertvolles aus amtlichen Quellen bringt, bewahrt sie die Leser vor Schäden, nützt und erfreut

Der objektive Blick ins Weltgeschehen ist der Schlüssel zum Erfolg

In ganz Österreich abonnierten Persönlichkeiten die „Wiener Zeitung“

Monatlich Österreich S 26,-, Probenummern unentgeltlich „Wiener Zeitung“, Wien III, Rennweg 12 a

werden morgen an die Arbeit gehen, und wir werden ganze Arbeit leisten."

Diese Arbeit begann mit einer provozierenden Waffensuche im Linzer Arbeiterheim, die die Katastrophe auslöste.

Wir zweifeln nicht daran, daß es für Dollfuß eine schwere Stunde war, als am Mittag des 12. Februar 1934 in Wien die Gewehre und Maschinengewehre zu rattern begannen. Er mag sich nach berühmtem Vorbild gesagt haben: „Das habe ich nicht gewollt" — aber daß er, ohne es zu wollen, dazu beigetragen hatte, konnte seinen prüfenden Gewissen nicht verborgen sein.

Der Februar 1934 brachte keinem der Beteiligten den Sieg, sondern alle eine Niederlage. Der Bürgerkrieg löste keines der inneren Probleme des Landes, sondern komplizierte sie noch mehr, von den zunehmenden außenpolitischen Schwierigkeiten ganz zu schweigen.

Dollfuß sah sich dem gesteigerten Machtanspruch der Heimwehren gegenüber, denn vor allem Fey, der sich seit

den Februarkämpfen als „Retter vor dem Marxismus" ausgiebte, drängte ungestüm nach vorn. Der Bundeskanzler tat nun, was er längst hätte tun sollen; er entzog dem Vizekanzler die Verfügungsgewalt über das Sicherheitswesen. Doch abemals war es eine halbe Maßnahme: Fey blieb Mitglied der Regierung, wenn auch ohne Ressort. Dollfuß war indessen heilhörig genug, um nun Fey insgeheim polizeilich überwachen zu lassen, leider mit geringem Erfolg.

Es gehört zu den erschütterndsten Momenten des Dramas vom 25. Juli 1934, daß das einzige Regierungsmitglied, mit dem der schwerverletzte Bundeskanzler vor seinem Tod noch einige Worte sprechen konnte, sein Widersacher Emil Fey war. Vor diesem grauenvollen Ende hat jedes Ressentiment zu verstummen.

Die Tragik im Leben Dollfuß lag darin, daß ihn das Schicksal in die Rolle eines starken Mannes zwang, der er nicht war.

KURT SKALNIK

Dollfuß, Entdecker Österreichs

Am 25. Juli sind es dreißig Jahre, daß aus dem Ballhausplatz in Wien zwei Schüsse klangen. Sie galten dem damaligen Bundeskanzler Doktor Engelbert Dollfuß. Sie trafen einen Mann, dessen Person und Politik, wie immer auf sie die Rede kommt, auch heute noch die Zeitgenossen jener Ereignisse in eine scharfe Pro- und Kontraststellung drängt. Der „Märtyrerkanzler" der einen wird in den Augen der anderen zum „Millimeternich".

Und die Nachgeborenen? Eine spontane Testfrage des Verfassers unter jungen Arbeitern und Angestellten des Jahres 1944 ergab verlegenes Schweigen. Dollfuß? Lampe Pause. Ja, irgendeinmal hat man den Namen schon gehört. War es ein Schauspieler? Nein. Ein Politiker? Ja. So weit wären wir also. Plötzlich einer der Aufgewecktesten: „Ein Wiener Bürgermeister!" — „Weißt du sonst etwas von jenem Mann und seiner Zeit?" „Ja, es hat da einmal einen Volksaufstand gegeben." — Der Tonfall der Distanz, wie hier über etwas weit, weit Zurückliegendes gesprochen wurde, war dem gleichzusetzen, mit dem wir ansonsten von der zweiten Türkenbelagerung oder bestenfalls von dem „Jollen Jahr" 1848 reden und schreiben.

Engelballet in Geschichte

Dreißig Jahre, mehr als ein Vierteljahrhundert bewegter Geschichte, in dem Österreich unterging und wiederaufstand, in dem aus Haßerfüllen, zum Bre-

derkrieg bereiteten Gegnern zum Zusammenleben und zur Zusammenarbeit bereite Mitbürger wurden! Ist nicht die Zeit reif, wenigstens den Versuch zu wagen, die Person Engelbert Dollfuß einzubetten in den drängenden Strom der Geschichte dieses Landes? Der ihn, in der knappen Form, wie sie einem Aufsatz gegeben ist, untermittelt, gehört einer Generation an, die wegen ihrer Jugend die Ereignisse der Jahre 1934 bis 1938 nicht mitgestaltend und mitteilend erlebt hat, die aber doch durch die Signale der Zeit aus einem sorgenlosen Jugenleben aufgeschreckt wurde. Kann dies ihm die Hoffnung geben, bei diesem Versuch weder die Gefühle der Freunde Dollfuß' zu verletzen noch seine Gegner von ebendem zu provozieren? Der Historiker und Publizist darf nicht lange bei solchen Bedenken verweilen. Tragik erfüllt den Ausgang des Lebens Engelbert Dollfuß'. Tragik umschattet aber auch seinen Eintritt in diese Welt. Der Spieß eines alten niederösterreichischen Bauerngeschlechts aus dem Voralpengebiet südlich von Melk wird am 4. Oktober 1892 von Josef Dollfuß unehelich geboren. Ein Jahr später heiratet die Mutter des Bauern Schmutz. Die wahre Vaterschaft sowie die Gründe der illegitimen Geburt — für viele, selbst aus der Umgebung Dollfuß', lange ein Rätsel, an das echte und falsch verstandene Ehrfurcht sie nicht rühren ließ — können heute auf Grund einer einwandfreien

Zeugenaussage einer breiteren Öffentlichkeit mitgeteilt werden. Vor uns liegt ein Schreiben, in dem der Pfarrer von Taxing auf eine diebstahlige Anfrage des Wiener Historikers und Dozenten für Zeitgeschichte, Dr. Ludwig F. Jodicka, antwortet. Wegen seines historischen Interesses sei es im Weltlat wiederzugeben:

„Da Engelbert Dollfuß ein außerordentlich Kind ist, scheint der Kindeswaise in der Geburtskarte nicht auf. Es ist dies der damals ledige Josef Weninger, der das Möbelerhandwerk erlernt hatte. Da er keinen Besitz hatte, ließ es der Bauernsohn der Dollfuß nicht zu, daß Josefs den Kindesvater heiratete. Sie schloß anstatt dieser Liebesheirat eine Verlobung mit dem Bauern Leopold Schmutz aus Kirsberg. Dollfuß verbrachte seine Kindheit in Kirsberg. Die Eltern der Kanzlersmutter Josefs Dollfuß waren vermögende Bauern, d. h. im Vergleich zu den anderen Gebirgsbauern. Ihr Aaswesen dürfte ein Grundmaß von zirka 35 Hektar haben. Ein altes Bauerngeschlecht.

Gez. Josef Dorn, Pfarrer."

Die Geschichte der aus unehelichen Verbindungen hervorgegangenen Männer, die im Laufe ihres Lebens von sich reden machten, ist noch nicht geschrieben. Es würde gar kein schmales Buch sein (u. a. Masaryk). Das Kapitel Engelbert Dollfuß dürfte darin keineswegs fehlen.

Knabenjahre in Kirsberg, wo der Stiefvater seinen Hof hat. Wie so oft im Dorf, ist es auch hier der Pfarrer, dessen Blick einen aufgeweckten Sinn erkennt und der den Weg zum Studium ebnet. Schon vor dem Ersten Weltkrieg wird nach Absolvierung des Knabenseminars von Hollabrunn das Studium der Nationalökonomie und der Rechte in Wien, aber auch schon in Berlin aufgenommen. Der Erste Weltkrieg, in dem der junge Mann trotz seiner militärischen Unbergröbe — Quelle vieler gutmütigen, später auch bitterbösen Spottes — in die Elitetruppe des Gebirgskrieges, die Kaiserschützen, aufgenommen wird, erweist sich als jenes Erlebnis, das, in den ersten Nachkriegsjahren verdrängt, später um so machtvoller zum Durchbruch kommt.

Der mutigste Kleinste

In jene Kaiserschützernzeit fällt auch die Begegnung mit einem Mann, der Dollfuß fortan bis zu dessen Tod in einem eigenartigen Verhältnis, in dem Freundschaft und schonungslose Kritik sich die Waage halten werden, verbunden bleiben wird: Ernst Karl Winter. Es ist eine Szene wie aus dem Beginn einer Schicksalstragödie, wenn wir lesen, wie der junge Einjährig-Freiwillige Winter eines Abends nach dem Zapfenstreich in der Kaserne in Bozen mit deutschen nationalen Burschenschaften über die Völkerschlacht bei Leipzig dis-

kutiert. Allein streitet der junge katholische Akademiker gegen österreichische Offiziersaspiranten, die nur die Diktation der Kleindeutschen Geschichtsschreibung beherrschen, denen Österreich nichts und ein nebulöses Preußen-Albdeutschland alles bedeutet. Doch nein: Winter erinnert sich:

„daß plötzlich eine feine, dünne Stimme aus der anderen Ecke mir energisch sekundierte und daß die so unerhörte Tatsache einer Kooperation zweier Meinungen in solcher Sache, in der sonst alle einsig waren, die Gegner alsbald zum Verstummen brachte. Am nächsten Tag lernte ich den Träger dieser Stimme, die mir sekundiert hatte, näher kennen: es war Dollfuß, der kleinste Mann der Abteilung...“¹⁾

1938 stürzt, wie für so viele, auch für den hochdekoriert aus dem Krieg heimgekehrten Oberleutnant Dollfuß eine Welt ein. Wie groß die Orientierungslosigkeit jener Tage war, dafür haben wir in unserer jüngsten Vergangenheit keinen Vergleich. 1945 war ein hoffnungsfroher Anfang — trotz den verwüsteten Städten und den fremden Truppen im Land. 1938 dagegen schrieb man Weltuntergang — Untergang der Welt des alten Österreich. Was nun? Die in allen politischen Lagern in jenen Jahren anzutreffende „deutsche“ Komponente findet in Dollfuß keinen Widerpart, sondern — was das muß bedeuten — einen Vorkämpfer auf studentischem Boden. Als Vertreter der katholischen Korporation „Franko-Bavaria“ arbeitet er aktiv in der sogenannten „Deutschen Studentenschaft“ mit, deren vererblicher Einfluß auf die Abtötung jeder österreichischen Gesinnung auf Hochschulen einmal eforscht geböt, und gibt sich ausgesprochen „nationalbetont“. Mehr noch: bei einer gesamtdeutschen Cartellversammlung 1921 in Regensburg steht er wieder seinem Kaiserschütz-kameraden Winter Aug in Aug gegenüber. Aber es ist kein Freundesblick, der auf den alten Kriegskameraden fällt. Winter weigert sich nämlich, in das Lied „Deutschland, Deutschland über alles...“ einzustimmen, das Dollfuß aus voller Überzeugung lautstark mitsingt. Nur 13 Jahre trennen ihn von dem Tag, da er von dem Exponenten des entfesselten deutschen Nationalismus gefällt werden wird, denen er hier — wenn auch unwillentlich — mit dem Weg ebnet...

Letzte Besiegelung des „deutschen Kursses“ jener Jahre durch Engelbert Dollfuß. Mit einem deutschen Doktorhut und mit einer deutschen Frau kehrt er 1921 nach Österreich zurück. „Was wollen Sie“, pflegte er auch noch in späteren Jahren großdeutschen Kritikern, denen sein „na-

tionalbetonter“ Katholizismus noch zu wenig war, zu sagen, „für meine Person habe ich den Anschluß bereits vollzogen.“

Der harte Alltag im Österreich der Ersten Republik läßt aber wenig Zeit für romantische Überlegungen. Der Beruf und die Politik treten beide an den jungen Mann heran, der mehr durch Zufall bei einer Tafelrunde von dem damaligen Direktor des Niederösterreichischen Bauernbundes, Hofrat Sturm, als dessen Sekretär angeheuert wird. Der alte Bauernführer Stöckler poltert gutmütig: „Was willst denn mit dem kleinen Schnaara? Leicht, daß du mehr gleichsiehst?“

In kaum einem Jahrzehnt steigt der so apostrophierte Mann innerhalb der österreichischen Agrarpolitik zu einem im In- und Ausland beachteten Experten empor, dessen beruflicher Werdegang 1932 mit dem Eintritt als Landwirtschaftsminister in das Kabinett Buresch gekrönt scheint.

Die Zeiten sind böse! Die große Krise schleicht durchs Land, das Volk ist durch Klassenkampf und „antimarxistische“ Blockpolitik in zwei Lager geteilt, die sich bis aufs Messer bedehnen. Auch innerhalb der Parteien schaut es nicht zum besten aus. Fäulnisheerde werden sichtbar. Vor den Teen — aber bereits auch im Land — marschieren Hitlers braune Bataillone.

Der Bauerndemokrat

Der junge, initiative und impulsive Landwirtschaftsminister gewinnt an politischem Gewicht. Selbst vom anderen politischen Ufer blickt man auf ihn. Heute wissen wir, daß Otto Bauer auf den „Bauerndemokraten“ Dollfuß, der mehr als einmal Sympathie für planwirtschaftliche Maßnahmen gezeigt hatte, nicht geringe Hoffnungen als Partner für eine „große Koalition“ als Ausweg aus der Politik der „Blöcke“ und „Fronten“ setzte. Die „Große Koalition“ kam — viele Jahre später, ohne Dollfuß und ohne Bauer, aber weicher harter Lehren bedurfte es dazu!

Dazwischen liegt zunächst einmal das „autoritäre Regime“ des 1933 zum Kanzler berufenen Dr. Dollfuß. Eine Genetik dieses Systems zu geben, sprengt den engen Rahmen dieser Arbeit. Soviel soll nur gesagt werden, daß seine unter dem Einfluß der Heimwehr und dem ziemlich ungenierten Druck Mussolinis „autro-faschistische“ Entwicklung und schließlich der Bürgerkrieg nicht von Anfang an zwangsläufig waren. Der erste Entwurf des mit der Ausarbeitung einer Verfassung beauftragten Demokraten von bestem Schrot und Korn, Dr. Ender, sah eine Volkskammer und allgemeine Wahlen vor.²⁾

¹⁾ Hofrat J. Sturm: „Reichspost“, 9. Oktober 1930.

²⁾ Hans Hasboun: Otto Ender, Vorarlberger Verlagsanstalt, Dornbirn 1937.

Es ist weder die Aufgabe des Schreibers dieser Zeilen, noch entspricht es seiner politischen Gesinnung, das zu rekonstruieren, was zwischen März 1933 und Februar 1934 in Österreich geschah. Alles, was es darf daran erinnert werden, daß jene Zeit mit ihren Maßstäben gemessen werden will. Von der Loge des fernem Betrachters wird man ihr nicht gerecht. Aber darf daran erinnert werden, daß eine belagerte Festung ein anderes Gesetz hat als ein friedliches Land. Dennoch wird der Dollfuß des „christlichen Ständestaates“ noch lange von den Politikern und auch Historikern umstritten sein.

Es gibt aber noch einen anderen Dollfuß, dem heute jeder, der es ehrlich um dieses Land meint, offen und freudvoll den Schatten der Geschichte gegenüber treten kann. Wir meinen den Österreichischen Dollfuß! Wo immer man steht und steht, ist so, wird man doch zugebe, daß um Dollfuß und im wesentlichen durch Dollfuß nach einer Zeit völliger Desorientierung jener Besinnungsprozess der Österreichischer auf sich selbst und auf die historische Notwendigkeit eines selbständigen österreichischen Staates einsetzte. Wir haben zur Kenntnis genommen, daß Dollfuß eine gute Strecke seines Lebensweges von anderen Sternen geleitet war. Der noch blieb es ihm vorbehalten, der österreichischen Staatspolitik eine breite Bahn zu schaffen, auf der später, viel später Freunde und Feinde den Weg finden sollten.

Brecht als Zeuge

Wann aber hatte für Dollfuß selbst der Stunde der Selbstbesinnung geschlagen? Wir wissen es nicht. Unsinnige Fragen, wie wir das Ergebnis kennen. Wieder war E. K. Winter, der treffend formulierte:

„Der kleine Mann, der in der alten Uniform die rotweißrote Fahne aus entfallende gerade als die Massen des eben noch angeheulenden „deutschen Volkes“ in die Wälder hielten, war keineswegs nur von Opportunität getrieben, sondern hatte wohl seinen Volk ins Herz gegriffen und dessen Schicksal beim Schöpfen ertastet. Er hatte es getan, indem er selbst ein Dankschreiben über alle Abwehrungen zu seinem eigenen besseren Ich zurückkehrte. Weil es die rechte Stunde war, weil Paulas sprach, so gelang ihm auch einem Zuge, wozu wir anderen, niemals verlorenen Schatz, zwei Jahrzehnte vergänglich gearbeitet hatten. Je nach ihrer politischen Überzeugung haben die schon vorher bewußten Österreicher daher auch Dollfuß das autoritäre Regime verziehen oder sich doch damit abgefunden.“³⁾

Ein weiterer Zeuge für Dollfuß als den Wortführer eines sich zu einem Kampf auf-

¹⁾ Ernst Karl Winter: Christentum und Nationalisation, Amadeus-Verlag, Wien 1956, S. 370 ff.

³⁾ Ernst Karl Winter: a. a. O.

Leben und Tod rüstenden Staates darf genannt werden. Es ist Bert Brecht. In seinem Hitlerstück „Der aufhaltsame Aufstieg des Herrn Arthur Ui“ geben sich, wie so oft bei Brecht, nichts als Halunken und Lommen ein Stelldichein. Nur eine Gestalt — ein kleiner Mann, Vertreter eines kleinen Volkes, ehrlicher, entschlossener und gefährlicher Widersacher des Ui, namens „Dollfuß“ — hat des Richters Respekt: eine Figur, für die Dollfuß Modell stand.

Was bleibt?

Was bleibt? Ein Grab auf dem Hietzinger Friedhof, eine immer mehr verblassende Erinnerung an alten, bösen Streit, aber auch an manche Stunden hochgemuter Hoffnungen. Lassen wir dem Toten, lassen wir den Toten ihre Ruhe, schweigen wir: so raten die einen. Wenn sie keine Hintergedanken hegen, soll ihr Rat nicht von vornherein abgeschlagen werden. Allein, darf ein Volk, das eine Zukunft haben will, der ersten wirklichen Auseinandersetzung mit seiner Vergangenheit und mit ihren Exponenten ausweichen? Wir glauben: nein.

Deshalb soll zuletzt noch einmal E. K. Winter das Wort haben:

„Die Ara Dollfuß, das autoritäre Regime Österreichs, war historisch ein Intermezzo... Es ist daher kein Wunder, daß es Freund und Feind verpassen möchte und deshalb nicht viel darüber reden. Trotzdem waren die Jahre 1933–1938 nicht minder ein echtes Stück Österreich, das es gilt, in richtiger Weise in das bewußte österreichische Denken einzugliedern. Die Zweite Republik hat mit Recht die historische Kontinuität mit der Ersten Republik über das autoritäre Experiment hinweg gefunden. Die Verfassung, der Rechtsstaat, die Demokratie sind Werte, mit denen niemand, auch nicht um scheinbar noch höherer Werte willen, spielen darf. Nichtsdestoweniger sollten deshalb andere Werte, die, ich wage es zu sagen, in autoritären Regime enthalten waren, nicht vergessen werden. In erster Linie ist es die menschliche, impulsive, instinktivere Persönlichkeit Dollfuß, die selbst in ihren Fehleinschätzungen wertvoll genug ist, um die österreichischen Jugend erhalten zu bleiben. Denn aber ist es der leidenschaftliche Durchbruch der österreichischen Ideen, der das erste Mal unter Dollfuß erfolgte, was wir nicht vergessen sollten, auch wenn wir seither noch bessere Gründe für die österreichische Wiedergeburt besitzen.“¹⁾

Ein Wort, das heute bereits aus einem anderen Land kommt. Eine Mahnung der Toten an die Lebenden.

¹⁾ Ernst Karel Winter: a. a. O.

Vor 30 Jahren fiel

ENGELBERT DOLLFUSS

als erstes Opfer des österreichischen Widerstandes

Requiem

24. Juli 1964, 18 Uhr, Wien, Michaelerkirche

Kranzniederlegung am Grabe Dollfuß'

25. Juli 1964, 15 Uhr, Hietzinger Friedhof

Die Gedenkrede hält Minister a. D. Landeshauptmann-Stellv.

Dr. HEINRICH DRIMMEL

Oase der Stille

Die hektische Zeit, der Trubel der Großstadt, das Gehetzte sein waren für unseren Kameraden Dipl.-Kaufmann Hans Brunner Grund dafür, in der Nähe Wiens ein Platzl zu suchen, um ruhebedürftigen Menschen das Ausrasten zu ermöglichen. So wird bereits am Parkplatz vor dem Haus in Winzendorf in Niederösterreich um Ruhe gebeten. Hier gibt es keine akustischen Exzesse, kein übermäßig aufgedrehtes Radio, mit einem Wort ein Ort der Stille.

Wer also sich Ruhe vergönnen will, Stille sucht, sich sammeln will, einen Treffpunkt zur Aussprache mit Freunden haben will, der geht zum Brunner nach Winzendorf, in die „Waldlandschaft“, in die „Oase der Stille“. An Wochentagen ist es besonders angenehm. Mit dem Auto ist es in einer knappen Stunde über die Autobahn bis Wollerau zu erreichen.

Eine gepflegte Küche, Hausmannskost, von der Wirtin selbst zubereitet, sorgen für das leibliche Wohl, gute Weine und alkoholfreie Getränke stehen Durstigen und Autofahrern zur Verfügung, und wer über Nacht bleiben will, findet entzückende Zimmer. Abseits des flutenden Verkehrs braucht man auf nichts verzichten, was man an Komfort gewohnt ist.

Und Kamerad Brunner selbst sorgt für seine Gäste.

Ich will nicht so sehr verdienen, sondern anderen Menschen eine Freude machen und vor allem die von allen Menschen so sehr ersehnte Ruhe bieten“, sagt Dipl.-Kaufmann Brunner und wer einmal dort war, wird ihm bestätigen, daß es in der „Oase der Stille“ wirklich gelungen ist.

Feerster-Gesellschaft gegründet

Am 24. Juni 1964 wurde im Internationalen Kulturzentrum Wien unter zahlreicher Beteiligung die Gründung des „Verines der Freunde Fr. W. Feersters in Österreich“ vollzogen. Der Unterrichtsminister, Stadtrat Dr. Drimmel und Bundesrat Univ.-Prof. Dr. H. Thirring überreichten der Versammlung ihre Glückwünsche. Als Festredner würdigte der neugewählte Obmann, CDR Dr. Ernst Joseph Görlich, die Verdienste des 95jährigen Jubilars, der in der Schweiz lebt und einer der bedeutendsten Pädagogen und Kulturphilosophen der Gegenwart ist. Musikalische Vorträge der „Wiener Spolzen“ umrahmten die Feier. Die Versammlung beschloß eine Resolution, in der die zuständigen Stellen gebeten werden, dem um Österreich hochverdienten Jubilär eine Ehrengesamkeit zu verleihen.

Neue Ausstellung in Krems-Stein

Romanische Kunst in Österreich

Die 1951 in Krems-Stein abgehaltene Schau von Arbeiten des Barockmalers Martin Schmidt, genannt der „Kremsler Schmidt“, galt dem Kunstschaffen eines einzelnen, hochangesehenen Künstlers. Die Ausstellung „Gotik in Niederösterreich“ (1959) war bemüht, die spätmittelalterliche Kunst und Kultur der engeren Heimat in eindrucksvollen Zeugnissen vor Augen zu führen.

Nunmehr ist die mit Unterstützung der Bundesministerien für Unterricht und für Handel und Wiederaufbau, der NÖ Landesregierung sowie des Bundesdenkmalamtes in Krems-Stein veranstaltete Ausstellung „Romanische Kunst in Österreich“ (vom 22. Mai bis 25. Oktober 1964) zu sehen. Mit dieser Schau wird erstmals in der Geschichte des Ausstellungswesens der Versuch unternommen, die bemerkenswertesten Kunstwerke jener Epoche aus den damaligen Herzogtümern Österreich und Steiermark, aus dem Erzbistum Salzburg und der Grafschaft Tirol zu zeigen.

Wie bei den vorangegangenen Ausstellungen bildet die 1264 geweihte spätromanische Steiner Minoritenkirche mit ihrem frühgotischen Chor, die der Säkularisierung unter Josef II. zum Opfer fiel, den stilgerechten Rahmen. Die zum Teil überaus wertvollen Exponate stammen aus den Wiener Bundessammlungen, den Landesmuseen Bregenz, Graz, Innsbruck, Klagenfurt, Linz, den städtischen Sammlungen Krems, Salzburg, Villach, den Diözesanmuseen in Wien und Klagenfurt, aus nahezu allen österreichischen Äbteien und Stiften sowie von privaten Leihgebern aus allen Bundesländern. In reichem Maße sind Leihgaben aus der Deutschen Bundesrepublik sowie aus Südtirol und Friaul vertreten, soweit sie österreichischer Herkunft sind.

Dichtung, Buch- und Glasmalerei, Kunstgewerbe

Gleichsam zur Einführung in die Zeit von 1070 bis 1275 dient mittelalterliche Dichtung. Zur Verdeutlichung werden Strophen aus einzelnen Werken auf einem Tonband wiedergegeben. Diese eigenartige Idee kommt der damaligen Gepflogenheit entgegen, die Gedichte vorzutragen, weil ein Großteil der Bevölkerung des Lesens unkundig war. Lyrik und Epik sind in Werken einiger ihrer bedeutendsten Vertreter, wie Dietmar von Aist, Reinmar von Hagenau, Heinrich von Meiß, Walther von der Vogelweide, Meier Helmbrecht und dem Nibelungenlied, ausgestellt.

Glanztücke der Buchmalerei sind das Antiphonar von St. Peter in Salzburg, die Riesenbibel in Admont und das Admonter Evangeliar^{*)}, geschichtlich wertvolle Handschriften kommen von den Bibliotheken von Erlangen, Marburg und Tübingen. Einige Karten und Pläne vertiefen das Verständnis von Kunst und Historie. Die wichtigsten Chroniken und Annalen sowie die ältesten österreichischen Münzen und Siegel runden das Bild ab. Wenn auch die Zahl der ausgestellten Glasmalereien gering ist, so ist doch das älteste Glasmalereie Österreichs zu sehen: die Mogaldenenscheibe von Weitensfeld, Gurktal, aus dem letzten Drittel des 12. Jh. Unter den 60 Objekten des Kunstgewerbes (Textilien, Gold- und Elfenbeinarbeiten) ragen der Gösser Ornat, die Glockenkassell von St. Paul im Lavanttal, der Faltstuhl von Admont und das Reliquienkästchen sowie das Scheibenkreuz aus dem Stift Kremsmünster hervor. Keineswegs geringeren Wert haben das Pastorale aus St. Wolfgang, die Vortragskreuze aus Zweit, Bartholomäberg im Montafon und Mögers (Vorarlberg), der drachenförmige Leuchter aus dem Stift Göttweig, die Hostientaube aus Salzburg, der Kelch aus St. Peter und der siebenarmige Leuchter aus Klosterneuburg.

Plastik, Bauplastik, Wandmalerei

Unter der Plastik und Bauplastik sind insbesondere die Ruhpoldinger Madonna, eine Salzburger Arbeit, eine Madonna aus Freistadt, OÖ., die von Stütigan kommt, sowie eine Tiroler Madonna (Leihgabe von Nürnberg) zu nennen. Ferner sind aus dieser Epoche zu sehen: Kreuzfixe aus Ludesch, Vorarlberg, aus Gös, Meran, Salzburg und Sonberg (Pustertal), die Tafeln der Garber Domtür, das berühmte Holzrelief mit der Kreuzigung aus Ried bei Kremsmünster (Landesmuseum in Linz) und wirklich sowie bildlich alles überragend die Seckauer Triumphgruppe.

Zur Veranschaulichung der romanischen Architektur wurde südlich des Chores der Minoritenkirche der Südtail des berühmten Millstätter Kreuzganges in Abgüß wiederaufgebaut. Im dahinterliegenden Gang werden die einzigartigen Nonnberger Wandmalereien gezeigt. Anschließend wurde in originaler Größe die Johanneskapelle von Pürgg (Ennstal) im Freien errichtet, in der in den Wintermonaten na-

turgetreu die Freskenkopien montiert wurden.

Mit Hilfe von Leinwand und einer Zahrad wurden die einzelnen Gemäldetafeln in dreijähriger Arbeit kopiert und nach Präparation der Leinwand naturgetreuen Farben gemalt, wobei auch die kleinsten Fehler des Originals mitekopiert wurden. In dieser Technik wurden auch die Wandmalereien des ehemaligen Nonnenthores der Stiftskirche Nonnberg hergestellt.

An der Südfassade der Steiner Minoritenkirche sind im Abgüß Plastiken von der Apsis der Pfarrkirche in Schöngaden (Bez. Hollabrunn) zu sehen und auch einige originale Plastiken. In der Sakristei und im Kapitelsaal der Minoritenkirche erfährt die Architektur eine entsprechende Würdigung. Eine Kirchenkarte zeigt die noch vorhandenen Kirchbauten von Wert und ihre Standortlage. Photomontagen zeigen bedeutende romanische Bauwerke. Es fehlt nicht an Objekten der Volkskunde, der Bewahrung sowie der Glocken. Den Münzen und Siegeln, also dem „Mikrokosmos der Kunstgeschichte“, wurde im Rahmen der Romanik-Ausstellung ein eigener Raum gewährt.

Besinnen und Kraft gewinnen

Diese großartige Vision von nahezu drei Jahrhunderten Entwicklung der romanischen Kunst in Österreich ist dem Archivdirektor Dr. Harry Kühnel zu danken, der auch die Redaktion des graphisch vorzüglich ausgestatteten Ausstellungskataloges (366 Seiten) besorgt hatte. I. Kühnel und seinem Mitarbeiterstab gelang der Versuch, eine so schwierig reichhaltige Materie auf engem Raum einer Exposition aufzustellen und so ein Schau österreichischer Kunst von europäischem Format zu vermitteln, die bisher ohne Beispiel ist.

LH Dr. Ing. Figl sagte bei der feierlichen Eröffnung der Ausstellung „Romanische Kunst in Österreich“ am 21. M. 1964 in der Steiner Minoritenkirche: „Die Österreicher, die zu solchen Veranstaltungen kommen, sehen, daß sie auf die Vergangenheit ihrer Heimat stolz sein können. Die Besucher werden dabei angespornt, in der Gegenwart für die Zukunft zu arbeiten. Die Gäste aus dem Ausland erkennen in diesen Ausstellungen die kulturelle und geistige Potenz unseres Heimatlandes Niederösterreich.“

Unterrichtsminister Dr. PHIL-PECEV bezeichnete die großen Kunstausstellungen

^{*)} Die Werbegläskette für die Ausstellung tragen das Bildnis des hl. Markus auf dem Admonter Evangeliar, 2. Hälfte 11. Jh.

gen in NO. (seit 1951) als Anlässe zur Betonung auf geistige und kulturelle Werte. Vor allem die romanische Kunst strahlte eine majestätische Ruhe aus. In der Romantik sei noch die absolute Rangordnung zwischen Leben und Jenseits gewahrt gewesen.

Die Universalität dieses Zeitalters dokumentiert sich am schönsten in der Kunst.

Der Pressedienst der ÖVP-Kameradschaft der politisch Verfolgten meldet:

Koalitionskrach um Zylinderhut

Der Übereifer eines ministeriellen Protokollbeamten im Bundeskanzleramt am Ballhausplatz versetzte die sozialistischen Zeitungen in Aufregung und Entrüstung. Fast gleichlautend, weil zentral gelenkt, erregten sie sich über die Ansicht des Protokolls bezüglich der Kleidung, insbesondere des Zylinderhutes, bei der Verabschiedung des Bundeskanzlers zur Flaggreise und zum Staatsbesuch nach Brüssel.

Nun — die meisten Zurückbleibenden, unter ihnen Bundesminister Dr. Bock und ÖVP-Generalsekretär Dr. Withalm, nahmen es mit der Protokollvorschrift nicht so genau. Sie regten sich aber auch nicht darüber auf, sondern kamen im schlichten Straßenanzug. Aufgeregt hat sich nur die SP-Presse, die daraus eine Koalitionsaffäre machen zu müssen glaubte.

Unsere Ansicht: An einem Zylinderhut sollte man sich nicht so sehr erwärmen. Es gibt dringendere Probleme, die mehr Verve und Elan verdienen. Oder glaubt man in der SPÖ, jeden, auch den geringsten Vorwand nehmen zu müssen, um einen Koalitionskrach zu inszenieren? An einem Zylinderhut ist noch keine Demokratie zerbrochen, wohl aber am forcierten Klassenkampf, der — wie das Beispiel der heutigen SP-Zeitungen in Wien und in den Bundesländern zeigt — noch immer zum bewährten und beliebten Instrumentarium der SPÖ zählt.

Im Burgenland siegte die Vernunft

Im Burgenland haben sich beide großen Parteien geeignet und der Bildung der Landesregierung steht nichts mehr im Wege. Im Burgenland siegte die Vernunft und der Wille zur Zusammenarbeit, der die große Mehrheit der österreichischen Bevölkerung bei jedem Wahlgang ihr Votum gibt.

Auf Bundesebene ist dieser Wille zur Zusammenarbeit auf Seiten der Sozialistischen Partei noch nicht erkennbar. Sie heulte haben die Sozialisten noch nicht unmißverständlich zum Ausdruck gebracht, daß sie bereit sind, um des inneren Friedens willen, die aktuellen Probleme, von der Wahlrechtsreform bis zum Rundfunk, gemeinsam mit der Österreichischen Volkspartei zu lösen.

Damals habe noch ein im Christentum geformtes und geistig ausgerichtetes Europa bestanden.

Die Ausstellung liefert den Beweis, daß Österreich damals in der europäischen Kunst und Kultur eine bedeutende Rolle gespielt hat.

H. Wl.

Die Ausstellung ist bis 25. 9. 1964 täglich von 9 bis 17 Uhr geöffnet.

Die ÖVP-Kameradschaft der politisch Verfolgten sieht es daher als ihre Pflicht an, neuerlich vor gefährlichen Experimenten zu warnen. Die Zeit für politische Abenteuer, die letztlich nur ein parteipolitisches Ziel verfolgen, zur Macht zu gelangen, darf nie mehr wiederkommen.

SP-Wahlrechtsentwurf — ein Propagandaschlag

Die ÖVP-Kameradschaft der politisch Verfolgten befaßt sich in eingehender Beratung mit der Frage einer Wahlrechtsreform. Dabei wurde insbesondere der neue sozialistische Vorschlag zur Diskussion gestellt, der über die ursprüngliche Vorlage weit hinausgeht.

Die ÖVP-Kameradschaft der politisch Verfolgten stellte fest, daß die sozialistischen Vorstellungen einer Wahlrechtsreform das föderalistische Prinzip verletzen

und von der Bundesverfassung abweichen. Der Entwurf sei außerdem familiär feindlich und mache die Ermittlung der Mandate durch das von der SPÖ vorgeschlagene zweite Ermittlungsverfahren zu einer Farce, weil die Herkunft der Stimmen nicht berücksichtigt wird. Aus sei die Einteilung des Bundesgebietes nur zwei Wahlkreisverbände gleichbedeutend mit zwei Monstere Wahlkreisen, wovon der ÖVP-Kameradschaft der politisch Verfolgten abgelehnt wird.

Der sozialistische Entwurf habe nicht zum Ziel, einzelne Wähler und jede Staatsbürger durch einen Mandatar vertreten zu lassen, außerdem werde kein lebendiger Kontakt zwischen Wähler und Gewählten ermöglicht.

Die ÖVP-Kameradschaft stellt weiter fest, daß man sich bei dem sozialistischen Entwurf nicht des Eindruckes erwehren könne, daß er lediglich darauf abgestimmt sei, wenn notwendig auch um den Stimmen der Freiheitlichen — die noch vor nicht allzulanger Zeit für die SPÖ nicht selbständig waren — an die Macht zu gelangen.

Die ÖVP-Kameradschaft der politisch Verfolgten vertritt deshalb den Standpunkt, daß zwar eine Wahlrechtsreform zu begrüßen sei, diese aber nur basierend auf den Vorschlägen der Österreichischen Volkspartei, ein Wahlkreis — ein Mandatar, einen echten, demokratischen Fortschritt darstellt.

Dichter und Seelenhirt

Zum Gedächtnis an Heinrich Suso Waldeck (1873 bis 1943)

Heinrich Suso Waldeck hieß eigentlich Augustin Popp. In Wickersau bei Tuschkan (Egerland) kam er am 3. Oktober 1873 als das älteste Kind des Schullehrerpaars zur Welt. Seine väterlichen Vorfahren waren Egerländer Bauern. Der mütterliche Großvater war Arzt, die Waldecks stammten aus Oberösterreich und waren Lehrer und Kaufleute. Der begabte Knabe kam nach Pilsen ins Gymnasium, studierte Theologie, trat 1895 in den Redemptoristenorden ein, wirkte als Kaplan in Niederösterreich (Haders, Nieder-Rufbach) und in der Steiermark, zwischendurch auch als Bankbeamter (Dresden) und Journalist, schließlich aber wieder als Krankenhausseelsorger und Religionslehrer in Wien. Er starb am 4. September 1943 in St. Veit im Mühlviertel.

Seine dichterischen Erstlings trugen nach A. Salzer zur Ansicht bei, „daß es sich um einen Neutöner, einen Adepten moderner Stillosigkeit handle. Als er aber eine Sammlung seiner Lyrik unter dem Titel „Antlitzgedichte“ (1927) erscheinen ließ, erkannte man mit freudigem Erstaunen, „daß in ihm eine starke Persönlich-

keit ihre eigenen Wege wandte, ein echter, ganzer Dichter, der mit verstehenden Augen in die Tiefen und Höhen der Monachentum blickt und in Schuld und Leid, in Jubel und Glück das Walten der Göttlichen ahnt, erfährt und feiert. Er bleibt immer der Behäufte, der sozial Erfüllende, dem sich die Lösung menschlicher Wirrnis im beharrlichen Glauben zeigt, der Dichter und Seelenhirt“.

Die Verse der „Antlitzgedichte“ sind mystisch, schaurig und vertraut. Sie sind „realistisch gelebt und geschaut. Sie sind wirklich da und haben Antlitz“. Dem aus bäuerlicher Wurzel stammenden Dichter strömen am ursprünglichsten die Bilder vom Dorfe zu (Am Haus vorbei / Hüter rasch / Wiesengang / Die Magd im Win / Begräbnistag / Hundeballade / Das Testament / Der Regennachtsvogel). Waldeck ist vornehmlich Lyriker. Die von Franz Ser. Brenner herausgegebenen „Gesammelten Werke“ — vorläufig ist ein Band erschienen — enthalten die Gedichtsammlungen „Antlitzgedichte“, „Milde Stunde“ und „Rast im Dunkel“ mit Versen aus vier Jahrzehnten.

Die Anflitzgedichte

Aus seinen Jugendindrücken schöpfend, gestaltete Waldeck besonders bildkräftig das Gedicht „Der Ahn“:

Er schlurft gelassen den täglichen Bogen,
wenn Hölzer und Kirschwald blühen,
wenn Tier und Jungvolk ungezogen
von Blut und Frühling sprühen.

Denn Lust und Blat und Gelluck und
Geffimmer,
die ruht beim lange Verlernten;
auch denkt er gewesener Frühlinge
nimmer,
vielleicht noch der Wetter und Ernten.

Und streift er an die Friedhofmauer,
so wärmt er die Hand an den Steinen;
die Ahnen grüßt er ohne Trauer
und geht mit gestrecktem Beinen.

Es steht das Pestmal morsch vergilbtet,
ein Holz voll Schaden und Scharfe;
da schaut Gott Vater arg verwirrtet
aus seinem gewaltigen Barte.

Die Krone zerbrochen, das Zepter
zersplittert,
ein Loch im heiligen Kleide;
er lachelt so ernst, doch unbittert
her über das grüne Getreide.

Im lieb der Ahn und grüßt er leise
über das junge Getreide,
denn Er und er sind alt und weise
und wunderbar einsam beide.

Das äußere Gesicht des Lebendigen ist in den Anflitzgedichten erfährt und gedehnt. Sie spannen einen weiten Bogen: Unter den Silberlinden des Klostergartens „behorcht sich die Einsamkeit“, am fahlen Bach der Vorstadt stößt der Schatten der Schöte das Kinderspiel, der „Mensch der großen Stadt“ wird unter dem Madonnenbild im Wald von den Schemen seiner verirrten Jahre erlöst.

In diesem Lyrikbuch steigen aus einem dämonischen Naturgefühl heidnische Säfte auf. Im „bösen Dorf“ sieht der Dichter die Häßlichkeiten des Daseins. Aber Gott hat ihm „gütig geliebt, das Häßliche anzuschauen“, um seinen Sinn zu ergründen. So sieht er aus einem Sterbehaus sieben Vögel aufsteigen: „auf ihren Schwingen tragen sie Menschensünden fernwohin voraus“.

Die milde Stunde

Der persönliche Ausdruck des Priesterdichters hat sich mit der Zeit gewandelt und ist gereift, wie der Band „Die milde Stunde“ (1933) beweist. Natürlich sind die einleitenden Verse im Gedicht „Zwölft“:

Nun reißt im weiten Garten weich die
Mitternacht.

Wie diese laue Stille zart bekommen
macht!
Ich schreite über Schatten wie auf Sand
so sadt.

Die hohen Föhren im Wald sind „trunken von würzigen Träumen, von Liedern der liebenden Winde“. Der Dichter leidet wie R. M. Rilke „so süß an allen Dingen, die schön und leise sind“ (Zyklus „Die Geister“). Wenn er Einkehr hält bei der Natur, so verbindet sich Stimmung, Form und Ton zu einer wundervollen Einheit, wie etwa im Gedicht „Die späte Grille“:

Nun schlafen die Rosen ein,
die wilden Rosen am Kain.
Noch haucht das Gras mich an
und süßer Thymian.
Im Korn verlosch der Mohn,
doch brennt das Würmchen schon.

Die Grille, die will nicht Ruh
so gerne hört sie sich zu.
Nun singt sie unbesiegt,
da still die Motte fliegt,
die Hummel nimmer brummt.

Ein Liedchen aus Gras und Glas.
Wie saft verwundet mich das!
Der immer gleiche Klang
macht träumerisch und bang
und müde aller Frucht
und sehnlich nach der Nacht.

Waldecks Stärke ist der Rhythmus. A. Schmidt stellt von unserem Dichter fest: Wie **Weinheber** bekennt er sich zur Würde des Wortes, zur Zucht der Form und des Maßes. Dem Priester der römischen Kirche ist die Sprache „Geist von Urgeist“. Jegliches Wort ist ihm „Samen zu unerhörtem Wort“, zu „fruchtender Herrlichkeit“:

Meinen Lippen vertrau! Sie sind entwöhnt
dem Kuß der Menschen und Dinge,
zum Wort gesalbt, das sich allen versteht,
was die Stunde jäh Dunkelstes bringe;
die Lichte senkt, zum Engel verschönt
und verweilt, die flüchtige Schwinge.
Ich habe die warte Kunde besonnen:
das Wort vom Lichte erschuf das Licht.
Das Leben ist aus dem Worte geboren.
So rinst es unruhig und rastet nicht,
es hätte denn Heimat wiedergewonnen
im schönen Wort, im erlesenen Gedicht.

Rast im Dunkeln

Das Märchendrama „Das Weihnachtsheer“ (1925) ist vom christlich liebebedingten Geist erfüllt. Die dreizehn Geschichten von „Menschen, Geistern und Ungeheuern“ im Märchenband „Hilfemich!“ (1933) sind von humorvoller Ironie überglänzt. Im Roman „Lumpen und Liebende“ (1930) — übrigens Josef Neumair gewid-

met — „geht es um ein Ja-Sagen zu diesem Dasein, das trotz aller bösen Dinge aller Verwirrungen und Verirrungen im Geistigen und im Sittlichen letzten Endes zum Guten führen muß, wenn die Menschen nur wollen“.

In den frühen Versen des Dichters erinnern Versmelodie und Klangflächen an Georg Trakl, im Band „Die milde Stunde“ fließen die Verse ruhiger dahin, das Panisch-Heidnische sinkt zurück, das Religiöse rückt ins volle Licht, aufbauend der „Psalm zu Gott Geist“. Das Gotterlebnis des Priesterdichters ist das des Mystikers. Nach Heinrich Susse (lat. Suso, 1295 bis 1336), dem frommen Streiter der Gottesliebe und Minnesänger der Mystik nannte er sich Heinrich Suso, von seiner geliebten Mutter fügte er den Namen Waldeck hinzu.

Der letzte Band der „Gesammelten Werke“ wurde nach dem Gedicht „Rast im Dunkeln“ (1941) betitelt, denn es führt von der Dunkelheit eines harten Dichters Lebens zu mystischer Gottesnähe. H. S. Waldeck „hat den Mut, die ungeschminkte Wirklichkeit anzuschauen, es geht ihm nicht um ein bloßes Wühlen im Abgrund. Durch all die Abgründe Waldeckscher Realistik geht die Sehnsuchtssehne nach Gott“ (Brenner).

Die sterbenden Lippen des Priesterdichters sprachen: „O vanitas vanitatum . . . Dies irae, dies illa . . . Ich sterbe der Gnade Gottes . . . Mein Gott, ich leg dir mein sündiges Herz zu Füßen . . . In einem frühen Todeskampf brach die ses Herz am Vormittag des 4. Septembers 1943, nach Brenner „vielleicht die reifste Frucht, die der Erde unseres Heimatlandes in diesem Herbst in den Schoß fiel, während draußen vor den Fenstern so feierlich überzart das Glas des Birnenlaub erklang.“ (Furche 35/1946.)

In der „Leostube“ hatte H. S. Waldeck allwöchentlich seine Getreuen um sich geschart: Bildhauer, Kunstfreunde, Maler, Musiker, Schriftsteller und religiös empfindsame Dichter. Diesem Kreis gehörten unter anderen Rudolf Benz, Josef Neumair, Ernst Scheibelreiter und Paula von Preradovic an. Waldeck erlebte als Wortführer in der drangvollen Zeit vor 1938 Gottes Schutz und Segen für ein „freies Österreich“ und ruft seinem geliebten Vaterlande zu:

Du bist nicht nur Vergangenheit,
du blühest verjüngt nach schwerer Zeit,
kannst an dir selbst genesen.
Und figest bescheiden Ruhm zu Ruhm
und lebst dein köstlich Sondernum,
dein österreichisch Wesen.

Prof. Hans Widhoffer